

Wertschöpfung oder Abschöpfung? Die fragwürdigen Erfolge der Finanzindustrie

Ulrich Thielemann

Beitrag im Rahmen des Publiblogs „Das Geld und ich“ des Tagesanzeigers, 5. Juli 2012. (Online nicht mehr verfügbar)

Als Brady Dougan, damals wie heute Chef der Credit Suisse, auf sein „[Vergütungspaket](#)“ im Umfang von 90 Millionen Franken angesprochen wurde, das er 2009 bezog, antwortete er, er verstehe ja, dass dies ein „kontroverses Thema“ sei. „Was aber gar nicht kontrovers ist, ist die Leistung der Credit Suisse.“

Offenbar meinte er den Erfolg der Bank – ablesbar am Gewinn oder etwa auch am Aktienkurs. Denn den kann man sehen, die „Leistung“ nicht. Gerne wird beides vermischt. Mit Stolz gestählter Brust verkünden die Vertreter der Schweizer [Finanzindustrie](#) schon seit vielen Jahren und so auch jüngst wieder den gigantischen „Wertschöpfungsbeitrag“ des Finanzplatzes Schweiz. Dieser erbringe nämlich 10,3% der Wertschöpfung der Schweiz, was CHF 59,4 Mrd. entspricht, und trage damit „einen wesentlichen Anteil zur Wertschöpfung und damit zum Wohlstand der gesamten Schweizer Bevölkerung“ bei. „Indirekte Effekte“ eingerechnet, seien es sogar CHF 90 Mrd., „was rund einem Fünftel der gesamtwirtschaftlichen Schweizer Wertschöpfung entspricht“. Und dies alles mit nur 5,7% der Beschäftigten der Schweiz. Diese müssen folglich doppelt so „produktiv“ wie der Durchschnitt der Schweizer Beschäftigten sein und daher doppelt so viel Wertschöpfung herangeschafft haben.

Nur, von wo? Aus eigener Kraft erzeugt ja niemand sein Einkommen, und zwar schon darum nicht, weil Einkommen nichts anderes sind als die Zahlungen anderer. Haben diese vielleicht zu viel gezahlt? Könnten sie vielleicht „abgezockt“ worden sein? Im Falle der Banken liegt diese Vermutung gerade gegenwärtig wieder auf der Hand. Sie betrifft etwa die Kunden, die in Folge der jüngst aufgeflogenen [Libor-Manipulationen](#) zu hohe Zinsen gezahlt haben. Zu viel zahlen übrigens auch diejenigen ausländischen Steuerpflichtigen, die höhere Steuerlasten zu schultern haben, weil sie den Geheimnisschutz, den die nur unzureichende Gewährung des fiskalischen Informationsaustausches Steuerausländern bietet, nicht nutzen wollen oder, als steuertransparente Arbeitnehmer, nicht nutzen können. Auch auf dieser höchst fragwürdigen Konstellation, die in veränderter Form [fortgeführt](#) werden soll, beruht bekanntlich ein Teil des „Erfolges“ der Schweizer Finanzwirtschaft.

Man sieht, Markterfolge, insbesondere solche im Finanzsektor, fallen häufig auf höchst verschlungenen Pfaden an. Vor allem darum steht es ihnen nicht so ohne weiteres auf der Stirn geschrieben, ob sie Ausdruck von Wertschöpfung oder aber von Abschöpfung sind.

Sehen wir auf die EU. Wer möchte etwa bezweifeln, dass die schier unglaublichen 4,6 Billionen Euro, die die EU-Mitgliedstaaten bzw. deren Steuerzahler, soweit sie noch greifbar sind, „dem Finanzsektor“ in Form von Finanzhilfen und Bürgschaften „zur Verfügung gestellt“ haben, einer gigantische Abschöpfung entsprechen? Dieser Betrag entspricht fast 40% der Jahreswirtschaftsleistung der EU. Die „Leistung“, die dafür erforderlich war, bestand darin, zunächst durch spekulative Wettgeschäfte nominelle Wertpapierbestände aufzubauen, um dann, wenn sich diese als illusionär erweisen, zu rufen: „Wenn wir fallen, reißen wir Euch mit. Also rettet uns.“

Die Abschöpfungsfrage darf und soll gestellt werden, denn sie ist nichts anderes als die Verteilungsfrage, die auch für die Verschlungenheit der Marktinteraktionsverhältnisse zu stellen ist. Diese Frage ist vor allem mit Blick auf die Kapitaleinkommen zu stellen, die ja, rein betrachtet, „arbeitslose Einkommen“ (Max Weber) darstellen. Dies spricht nicht etwa generell gegen Kapitaleinkommen, aber doch dafür, diese zu hinterfragen, statt diese Frage zu tabuisieren.

Von 1980 bis 2010 ist die Weltwirtschaft, nominell in US-Dollar gerechnet, um den Faktor 6 gewachsen. Im gleichen Zeitraum vergrößerten sich die nominellen Vermögensbestände um den Faktor 18, wie sich aus Studien von [McKinsey](#) errechnen lässt. Der globale Verschuldungsgrad stieg damit vom Faktor 1,2 auf den Faktor 3,6. Das ist die Finanzblase und der repräsentative Ausdruck der grossen Finanzkrise, die mit der Eurokrise nur ihre Erscheinungsform gewechselt hat. In diesem Zusammenhang ist auch der gestiegene Anteil der Einkommen, die im Finanzsektor erzielt werden, zu sehen, mit dem sich die Bankiervereinigung ja meint brüsten zu können. Der Zusammenhang besteht darin, dass der gigantische Kapitaltopf ja verwaltet werden muss. Und er soll, nach dem Willen der Protagonisten, weiter wachsen, wovon die Finanzdienstleister einen schönen Anteil sehen wollen. Dieser Anteil hat sich in den USA zwischen 1980 und 2008 von 4% auf 8% [verdoppelt](#). Und erneut lässt sich fragen: Ist dies Ausdruck von Wertschöpfung oder von Abschöpfung? Ist es da nicht erstaunlich, dass der Finanzsektor gerade dann eher klein war, als hohe Wachstumsraten zu verzeichnen waren, nämlich in den 1960er Jahren, wofür offenbar „[wenig Finanzintermediation](#) erforderlich war“, und der Finanzsektor gerade dann anschwellte, also das Wachstum erlahmte? Eigentlich müsste es sich doch genau umgekehrt verhalten.

Wer soll eigentlich die Renditen, die auf die global weit überproportional angewachsenen Kapitalbestände erwartet werden, erwirtschaften? Geld arbeitet bekanntlich nicht, auch wenn die Banker rund um die Uhr arbeiten mögen.

Wenn wir jeden Markterfolg, ablesbar am Kontostand, als Ausdruck von Wertschöpfung deuten, dann deklarieren wir implizit alle Markteinkommen als leistungsgerecht. Wir fragen dann kein bisschen nach den Umständen der Einkommenserzielung im wettbewerblichen Markt. Wir tun dann so, als sei jeder seines Glückes Schmied, als würden jeder sein Einkommen auf einer einsamen Insel erzielen, als hätten die „[Leistungsträger](#)“ ihre Millionen oder gar Milliarden messenden Einkommen, ganz aus eigener Kraft, wie eine fette Frucht vom Baum gepflückt. So denkt etwa die hier exemplarisch herangezogene Bankiervereinigung, und sie erwartet dafür offenbar Applaus. Sie will damit vergessen machen, dass man im wettbewerblichen Markt sein Einkommen stets mit und durchaus auch gegen andere erzielt. Womit sie hinterfragungswürdig werden.

Die Verbreitung des als Erfolgsmeldung präsentierten Zahlenmaterials zur „Bedeutung“ des „Finanzplatzes Schweiz“ dürfte ihre intendierte Wirkung, Anerkennung und vielleicht sogar Stolz beim Schweizer Publikum zu erzeugen, vermutlich nicht verfehlen. „Mensch, sind die erfolgreich“, wird sich der eine oder andere denken, „und dann zahlen sie auch noch 10% der Steuern (der Steuerprogression scheinen die gut verdienenden Banker nicht zu unterliegen) und müssen das viele Geld ja auch irgendwann wieder ausgehen, bei uns nämlich“. Dies liegt nicht nur daran, dass der schlafende Riese, die Blase, wohl noch weiter in den Büchern schlummer wird und die „Too-big-to-fail“-Problematik noch nicht greift. Sondern auch daran, dass die Wertschöpfungserfolge oder je nach-

dem: die Abschöpfungserfolge der Schweizer „Finanzintermediäre“ und ihrer Kundschaft zu einem großen, wenn nicht zum überwiegenden Teil irgendwo in der Welt, also im Ausland, erzielt werden. Im Unterschied zu den USA leben die [One Percent](#) ja grosso modo nicht im gleichen Land wie die 99 Percent.

Das ändert allerdings nichts an der ethischen Problematik einer überbordenden Finanzindustrie und der durch sie verwalteten Kapitalblase. Es ändert auch daran nichts, dass die fraglose Deklaration der Einkommen der Finanzdienstleister als Ausdruck von „Wertschöpfung“ mindestens fragwürdig ist.